

## Das Gasthaus zum Wiener Schnitzel.

Ein Nachtstuhl im Freien.  
Von Ludwig Dirschfeld.

Die längste Zeit habe ich vergebens nach einem Lokal mit diesem sympathischen Alt-Wiener Wahrzeichen gesucht und immer wieder nur das Gasthaus zum Hahnenrei oder zum Polenta-Schmarren gefunden. So liebt man mich einen, wenn man trotz der jungjünglichen staatlichen Fleisch-aufbringung noch immer unverbesserlicher Karnivore ist, schließlich melancholisch und menschenfeindlich. Um so mehr, wenn man gegen diesen und jenen seiner Bekannten den begründeten Verdacht hegt, daß er häufig oder sogar täglich einmal Fleisch isst. Es ist ja verwerflich, um mich aber mit voller Ueberzeugung entkräften zu können, möchte ich doch gern wissen: wie stellen das diese Genusmenschen eigentlich an? Sie verraten nichts und ergeben sich höchstens in aufreizend schwelgerischen Schilderungen der hinter ihnen liegenden, längst den Weg alles Fleisches gegangenen Nachtstühle. Namentlich einer meiner Freunde, ein erfolgreicher Schwankautor, aber sonst ein sehr netter, heiterer Mensch, treibt es da besonders arg. Gewöhnlich, wenn ich eben feilisch gebrochen von einer Hahnenrei- oder Polentaorgie komme, treffe ich ihn und sofort setzt er mir mit der Eindringlichkeit des leidenschaftlichen Essers auseinander: „Als geistiger Schwärmer muß ich täglich Fleisch essen. Wenn ich mich nur von Gemüse nähre, das merkt das Publikum sofort.“ Trotz der täglichen Fleischkost ist es aber diesem Autor schon einige Male widerfahren, daß seine Schwänke und Scherze als aufgewärmte alter Kohl bezeichnet wurden, woran man wieder erkennt, wie leichtfertig und ungerecht oft das Urteil der Zeitgenossen ist. Nach dieser allgemeinen Einleitung pflegt er fortzufahren: „Seht hab' ich wieder ein kleines Gasthaus entdeckt, ein ganz gewöhnliches Kutscherbeisel, dort bekommt man einen herrlichen Schweinsbraten — solche Stücke.“ Aber wenn ich dann in das Beisel komme, gibt es zwar große Portionen Kutscher, aber keine Spur von Schweinernem. Offenbar mache ich auf den Wirt und die Kellner nicht den nötigen vertrauenswürdigen Eindruck und so ist es mir zu meiner Schande passiert, daß ich in der letzten Zeit streng nach den Vorschriften leben mußte. Auf jeden Wiener entfällt bekanntlich nach einem alphabetischen Turnus etwa alle drei Monate die Kopfschale von 10 Deka Fleisch, was selbst für einen leidenschaftlichen Vegetarianer zu wenig ist. In meiner Verzweiflung habe ich schon oft daran gedacht, ob es nicht das Beste wäre, alle vierzehn Tage um Namensänderung anzufuchen, natürlich jedesmal mit einem anderen Anfangsbuchstaben, um derart meinen karnivorischen Gelüsten hemmungslos fröhnen zu können.

Bis sich plötzlich vor einigen Wochen im Wiener Ernährungsleben die große Wendung vollzogen hat durch die Ankunft von sieben Millionen Kilogramm amerikanischen Schweinefleisches. Die Wiener, die noch immer theoretische Gourmands sind, haben es nicht sehr freundlich begrüßt, weil es ein bißchen zu stark gefalzen ist. Das ist doch gerade die zarte Aufmerksamkeit der Entente, die uns das Bötelfleisch als Gegenwert für unsere an sie verpfändeten Salzbergwerke bietet. Man kann wirklich nicht kulanter sein. Aber das amerikanische Fleisch war durch die fortwährenden Waschungen und den sonstigen kühlen Empfang offenbar beleidigt, zog sich zurück und verschwand, wohin, weiß man nicht. Doch für jeden Bekannten kommt eines Tages die Auferstehung. Auch das Bötelfleisch wurde plötzlich in anderer Gestalt lebendig. Wunderbar sind die Wege des Schicksals und des Schleichhandels. Dank der aerinaen Schmachthaftigkeit und der

großen Rosspieligkeit des amerikanischen Fleisches begann in dem entfetteten Wien plötzlich eine ungeahnte Ueppigkeit zu grassieren. Vor allem im Gasthaus, wo man in der letzten Zeit mit Schweinsbraten und Hausgeflücht direkt verfolgt wurde. Aber auch in ganz andere Dinge vermag sich das amerikanische Fleisch zu verwandeln: in Kalbfleisch, geröstete Erdäpfel, in Butterteig und weißes Gebäck — man merkt, es kommt aus Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Und es ist in die richtige Stadt gekommen, nach Wien, und nur hier kann es sich ereignen, daß eine Stadt vor lauter Lebensmittelknappheit übermütig und üppig wird. Gott sei Dank, wir haben unsere Eigenart, und die wird uns kein Lebensmittelkontrollor nehmen.

In diesen unerlaubt fetten Tagen, die zu den mageren Friedensbedingungen passen wie die Faust der Entente auf unser ahnungsloses Auge, habe ich endlich auch das lang gesuchte Gasthaus zum Wiener Schnitzel entdeckt, und zwar in einer Vollkommenheit, die die ruhigen Träume des Kriegswucheramtes und des Ernährungsamtes beschämen. Den wahren Namen dieses Gasthauses werdet ihr von mir nie erfahren. In dem Punkte bin ich wie die Antigone des Sophokles: Nicht mitzuhasen und anzuzeigen, mitzuessen bin ich da. Es liegt wie ein ungefestigtes Idyll irgendwo im Grünen: die Wiener Umgebung ist groß und das Ernährungsamt ist weit. Man fährt zunächst mit der Straßenbahn, ich sag' nicht, mit welcher Linie, über den Ring, ich sag' nicht, in welcher Richtung, bis man zu einer Brücke kommt, deren Namen ich absolut nicht nenne. Dort steigt man in einen anderen Wagen um, mit einer ziemlich hohen Nummer, die ich aber auch beim besten Willen nicht angeben kann. Nur soviel sei verraten, daß diese Nummer im ägyptischen Traumbuch bedeutet: schwere Arbeit erhalten, auch Föhlen oder Erbsen, Glück und Genügsamkeit, Verminderung des Erworbenen, großer Verlust an Banknoten. . . . Danach vermag jeder Gebildete, der sich im Traumbuch auskennt, die Straßenbahnnummer zu erraten — mehr kann ich nicht tun.

Nach einer sehr angenehmen Fahrt in Gesellschaft zahlreicher guter Menschen, die sich in ihrem dunklen Ernährungsdrange des rechten Weges wohl bewußt sind, langt man bei der Endstation an und geht, unbekümmert um die Reize der Natur, direkt in das Gasthaus und läßt sich einen Tisch und ein Nachtstuhl reservieren. Auf die Frage, was man haben kann, antwortet der Kellner in der selbstverständlichen Tonart von 1913: Rindsbraten, Röhlschögel, Schweinskarrée, Rostbraten, Schnitzel. Um sich von dem Schrecken zu erholen, geht man in den Tausenpavillon, und hier lautet die Antwort: Milchkaffee, Milchschokolade, Butterbrot, Speck, Schinken. Nach einer Stunde ist man genügend gestärkt, um zum Nachtstuhl gehen zu können. Schon die Stimmung ist wundervoll: uralte Bäume, lauschige Ecken, in denen man genau lauscht, was der andere bestellt. An allen Tischen ist nämlich dasselbe psychologische Phänomen zu beobachten: ein krampfhaftes Bettessen, ein unheimlicher Ehrgeiz, Reförde im mehr und schneller aufzustellen. Gereizte Statistik wird getrieben: „Die dort sind nach uns gekommen und essen schon. Die sind schon bei der Mehlspeise und wir erst bei der Vorspeise.“ Der Sommerabend ist so drückend, daß ein Herr sich mit einer Tausendernote Kühlung fächelt, was den Kellnern sichtlich warm macht. An dem stannenden Auge ziehen überlebensgroße Hors d'oeuvres vorüber, Platten, auf denen alles das, was es nicht gibt, ungeniert umherlungert. Auf der Speisefarte sieht: Preis nach Größe — womit jedenfalls die Größe des Einkommens gemeint ist. Hier wird auch die schöne Schweizer Sitte geübt, das Brot „à discretion“ zu verabreichen, nämlich ganz diskret, durch ein Stück Emmenthaler maskiert. Der eigentliche tiefere Sinn des Abends aber heißt: Wiener Schnitzel. Fortwährend werden panierte Schnitzel bestellt, serviert, urgiert, dazwischen treiben sich herrenlose Emmenthaler Käse im Garten umher, und wenn man schon meint, nicht mehr weiter zu können, wird man rechtzeitig mit Milchkaffee gelabt, ohne Zucker, denn der ist schon darin. Das Ganze kommt einem wie ein unwahrscheinlicher Traum vor, wie ein altes Biedermeierbild, und erst bei der Rechnung erwacht man und merkt, daß auch hier 1919 geschrieben wird, und zwar mit doppelter Kreide. . . .

Natürlich, man darf aus diesem ungefestigten Nachtstuhl im Freien, im allzu Freien, außerhalb Wiens und der Wiener Vorschriften, keine falschen Schlüsse auf die wirkliche Ernährungslage ziehen. Es geht uns eben so schlecht und wir kasteien uns nun schon jahrelang, daß wir uns wie richtige Bäder in die Einsamkeit zurückziehen, um dort von Heuschrecken und wildem Honig zu leben. Und weil diese Genussmittel heute auch unerschwinglich sind und weil wir uns einmal wieder die entschwindene Seligkeit eines Nachtstuhles im Freien vortauschen wollen, darum verbeißen wir unseren Schmerz in einem Wiener Schnitzel, denn das ist doch unser wahres Panier. . . . Wie dieses Gasthaus heißt und wo es liegt? Ich glaube, da und dort und überall. Von mir ist gar nichts zu erfahren. Ich bin nicht dazu da, um öffentliche Geheimnisse auszuplaudern und möchte niemanden in Versuchung führen. Ich fürchte ohnehin, die Sache wird sich bald herumsprechen, und alle werden das Gasthaus zum Wiener Schnitzel zu finden wissen — nur nicht das Ernährungsamt. . . .